This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GP
83
187

Sp 83.187

Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND.

Established by Professor E. A. SOPHOCLES of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books (the ancient classics) or of Arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." (Will, dated 1880.)

Received 21 Sept., 1888.

Naturalismus

und

Materialismus in Griechenland

zu Platon's Zeit.

Rede

zur

Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Deutschen Kaisers Königs von Preussen

Wilhelm I.

gehalten

an der Christian-Albrechts-Universität

am 22. März 1887

von

Dr. Friedrich Blass

ordentlichem Professor der classischen Philologie.

Kiel 1887.

Zu haben in der Universitäts-Buchhandlung.

Druck von Schmidt & Klaunig.

Gl 83.187

HARVARD COLLEGE
SEP 21 1888
LIBRARY.

Constantius Lund.

Hochansehnliche Versammlung!

Der wiederkehrende 22. März vereinigt uns zu einer Feier, welche, je öfter sie wiederkehrt, desto mehr unser ganzes Gemüth ergreift. Heute sind es volle neunzig Jahre, dass unser allverehrter und allgeliebter Kaiser geboren wurde. Diese wenigen Worte regen eine solche überwältigende Fülle von Gedanken und Gefühlen an, dass derjenige, welcher dazu berufen ist diesen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben, sein Vermögen gegenüber dieser Aufgabe als ganz und gar unzulänglich empfinden muss. Wohl niemand von uns ist im Stande, auf eine solche Reihe von Jahren zurückzublicken; denn das gewöhnliche Mass der menschlichen Lebenskraft ist erschöpft, wenn sie siebenzig Jahre gewirkt hat, und ist dieselbe ungewöhnlich stark, so wirkt sie achtzig Jahre; ein Leben, welches die Zahl von neunzig Jahren erreicht, erscheint uns merkwürdig und staunenswerth, auch wenn sich sonst nichts besonderes mit diesem Leben verknüpft. Hier aber sehen wir ein Leben, welches, um für immer im Gedächtniss der nachfolgenden Geschlechter zu bleiben, der neunzig Jahre gar nicht einmal bedurft hätte. Man spricht von einem ehrwürdigen Alter, auch wo sonst nichts an der Person ist, was zur Ehrfurcht stimmen könnte; in diesem Falle aber müssen wir finden, dass das ungewöhnlich ehrwürdige Alter doch noch das wenigst Verehrungswürdige an der Person unseres Herrschers ist. Was dieser einzige Fürst, ich will gar nicht sagen für Preussen, oder für Deutschland, sondern für Europa und die ganze Welt ist, das glauben wir alle wenigstens zu fühlen, wenn auch der entsprechende Ausdruck uns mangle; aber in der That fühlen wir es nicht einmal entsprechend, der grossen Nähe wegen, mit der wir begnadigt sind, und erst ein gewisser Abstand würde es uns recht wahrnehmbar und fühlbar machen. Schon ein räumlicher Abstand würde eine solche Wirkung haben; denn unsre Landsleute,

die im Auslande wohnen, nehmen besser wahr als wir, was bei uns gross ist und was klein, und wie gross das Erstere. Aber besser noch wird ein zeitlicher Abstand die Grösse des jetzt noch unter uns lebenden Herrschers schätzen lehren. Dass König Wilhelm Preussen als eine Grossmacht zwar, aber als die kleinste unter den fünf und kaum als voll angesehen, Deutschland aber als einen ohnmächtigen und nach allen Richtungen gespaltenen Staatenbund schlechtester Verfassung überkam, dass er dann für Preussen in wenigen Jahren zuerst Beachtung, dann Respekt und Furcht bei den andern Staaten Europa's hervorrief, dann das Kaiserthum im Westen Deutschlands stürzte und dafür in Deutschland das alte Kaiserthum aufrichtete, in einer Einigkeit und Herrlichkeit wie es sie nie zuvor gehabt: das alles und so vieles Grosse ausserdem sind wir durch eignes Erleben und tägliches Hören und Verkehren gewohnt geworden und schätzen es darum nicht recht; aber späteren Geschlechtern wird es in dem Abstande als etwas ungeheuer Grosses, wie Sage und Dichtung Anmuthendes entgegentreten. Denn in der That, was hat denn die Dichtung und Sage ehemaligen Herrschern beigelegt, was wir nicht an unserm Herrscher mit Augen leibhaftig sähen? Oder was braucht in künftigen Zeiten die Sage und Dichtung zu dieser Gestalt hinzuzuthun, damit sie ideal und wahrhaft poetisch sei? Denn gerade das Hinausragen über das gewöhnliche menschliche Mass, in welchem Hinausragen die poetische Idealität besteht, ist hier in jeder Hinsicht real vorhanden, bei der Person unsres Herrschers wie bei seinen Thaten und Schicksalen während dieser neunzig Jahre. Die Königin Luise als Bittende vor Napoleon dem Ersten — Napoleon der Dritte als Bittender vor dem Sohne der Königin Luise: kein Dichter kann einen mächtigeren Contrast erfinden, als wie er in dieser „Wendung durch Gottes Fügung" uns vor Augen gestanden hat. Und nicht am wenigsten ideal ist auch das Bild des nach solchen Siegen den Frieden hütenden Herrschers, wie das Kaiser Wilhelm nun schon sechzehn Jahre lang thut, und damit zu der fast schwärmerischen Liebe seines Volkes die dankbare Verehrung von ganz Europa hinzugewinnt; denn gewöhnlich und üblich ist eine solche Entsagung nicht, und Napoleon wie andre frühere Herrscher haben sich nicht dazu zu erheben vermocht. Aber uns war auch dies vorbehalten zu sehen, und wenn man dies alles sieht, wird man ernstlich zweifelhaft, ob derartiges denn schon jemals auf Erden dagewesen, und ob der alte Spruch wirklich wahr ist, dass nichts neues unter der Sonne geschieht.

Freilich diesem Spruche möchte unsere Zeit gern auch in andern Hinsichten, und nicht ohne Grund, die allgemeine Gültigkeit bestreiten. So viele grossartige Erfindungen sehen wir heutzutage gemacht, so viele kühne menschliche Eingriffe in das von Natur Gewordene geschehen, dass wir in Gefahr sind uns über alle früheren Geschlechter zu erheben, als hätten wir wirklich Neues geschaffen, welches sich ehedem niemand auch nur als möglich denken konnte. Dennoch müssen wir bei genauerer Ueberlegung gestehen, dass auch durch uns jener Spruch in seiner wesentlichen Bedeutung nicht umgestossen wird. Wir beherrschen Raum und Zeit in einer nie dagewesenen Weise; aber die Anfänge dazu sind vorlängst gemacht. Wir sind in die Geheimnisse der Natur, ihres Werdens und Vergehens tief eingedrungen; aber weder stehen wir am Ziele, noch können wir bei vorlängst gewesenen Geschlechtern und Völkern eben das Bestreben, welches uns beseelt, verkennen. Und die Hauptsache ist geblieben wie sie war: inmitten der Natur steht der Mensch, als Einzelwesen in dieser seiner Existenz vergänglich und kraftlos, der Natur gleich allen andern Geschöpfen unterworfen, als Gattung indes eben vermöge der Natur sich gegen dieselbe behauptend und die Herrschaft über sie anstrebend. Und das Verhalten der Einzelnen gegenüber der Natur war und ist in gleicher Weise verschieden: der Eine giebt sich ihr hin und geht in ihr auf, sei es ohne Bewusstsein, wie der rohe Naturmensch, sei es mit Bewusstsein und in der Ueberzeugung, dass die Natur das Höchste sei; der Andre dagegen fühlt in sich etwas alle Natur weit Ueberragendes und von ihr spezifisch Verschiedenes, und über sich etwas mit diesem Verwandtes, Allumfassendes und Allmächtiges. Könnte nun die erstere Richtung jemals allgemein bei der Menschheit zur Herrschaft gelangen, so wäre die Folge eine Angleichung an die Natur und ihre Gesetze, wie dieselben in dem sonstigen Naturleben, ausserhalb der menschlichen Gesellschaft, ungehemmt sich auswirken. Darüber kann uns die Vergangenheit belehren: nicht als wäre jene Herrschaft des Naturalismus, wie wir die betreffende Richtung füglich benennen mögen, und jene Angleichung jemals völlig eingetreten, aber weil die Anfänge dazu in früheren Perioden geförderter und greifbarer vorliegen, während seit der christlichen Zeit die entgegenstehende Richtung ganz ausserordentlich erstarkt und noch fast in jedem Momente übermächtig gewesen ist.

Bei dem griechischen Volke, dem am meisten denkenden des Alterthums, hat seit dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert eine Naturphilosophie und Naturwissenschaft bestanden. Die Spekulation

über die Natur lässt sich noch viel weiter zurückverfolgen; aber es mangelte ehedem die wissenschaftliche Form, statt deren die mythische gebraucht wurde. Seit jener Zeit aber liess man z. B. aus dem Elemente des Wassers die Dinge, nicht aus dem mythischen Okeanos die Götter hervorgegangen sein. Das ist auch Spekulation, und wird somit als Philosophie gerechnet; man darf indes dem Streben nach immerhin auch von Naturwissenschaft reden, zumal die Begleiterin und sicherste Führerin derselben, die Mathematik, gleich von Anfang an dabei erscheint. Ein Jahrhundert später war diese in Ionien aufgekommene Naturphilosophie schon weit verbreitet und weit gefördert, und hatte in Athen zu ihrem berühmtesten Vertreter den Anaxagoras, den Freund des grossen Perikles. Zugleich aber war sie in zahlreichen Richtungen auseinandergegangen. Es ist nämlich nicht unnatürlich, dass ein jeder dieser Männer, auf Grund der noch so dürftigen Naturforschung, die ihm zu Gebote stand, alsbald eine Erkenntnis des Ganzen auf spekulativem Wege anstrebte; denn diese Erkenntnis ist stets das Ziel der Forschung, und man meint immer wieder, mit gleichem Unrecht, dieses Ziel wirklich erreichen zu können. Was nun an wissenschaftlicher Erkenntnis im einzelnen oder auch in allgemeinen Gesetzen gewonnen war, das blieb und mehrte sich; die Spekulation aber fiel immer wieder zu Boden, und ein Andrer nahm dann einen neuen Aufschwung. Zu den gewonnenen allgemeinen Ergebnissen gehört der Satz, dass nichts entstehe und nichts vergehe, sondern das sogenannte Entstehen nur eine Verbindung von vorher vorhandenen Stoffen, und das sogenannte Vergehen nur eine Auflösung in bleibende Stoffe sei. Im einzelnen lehrte Anaxagoras, dass die Luft ein Körper sei — Beweis ihr Widerstand in einem geschlossenen leeren Schlauche, und beim Eintauchen eines unten offenen, oben aber geschlossenen Behälters in Wasser —, die Sonne aber eine glühende Masse, grösser als der Peloponnes, und der Mond eine Erde mit Bergen und Thälern und Wohnungen wie die unsrige. Dass er die Sonne für so gross erklärte, ist eine grössere That des freien Denkens, als wenn Andre nach ihm sie für beinahe so gross wie die ganze Erde, dann für grösser als die Erde, dann für viele Male grösser erklärten; denn jener erste Schritt über die sinnliche Wahrnehmung hinaus ist weitaus der bedeutendste und schwerste, der gemacht wurde. Und nicht mit der sinnlichen Wahrnehmung allein setzte sich Anaxagoras in Widerspruch, sondern mit den altüberlieferten und heilig geachteten Volksvorstellungen, deren Macht so gross war, dass selbst Platon und Aristoteles und ihre Schüler

nach ihnen sich ihr nicht haben entziehen können. Denn der Himmel und die Dinge am Himmel galten für unmittelbar göttlich, und nun machten diese Naturforscher den Himmel von Göttern leer und dafür von Erde und Steinmassen voll. Gleichwohl war Anaxagoras so wenig und noch weniger Materialist, als es seine Vorgänger gewesen waren. Diese nämlich vermischten in naiver Weise das, was der Begründer der neueren Philosophie so strenge geschieden, die denkende oder geistige Substanz und die ausgedehnte oder materielle, und nahmen gar keinen Anstand, z. B. das Feuer zugleich als materielles Prinzip und als weltdurchwaltende höchste Vernunft zu bezeichnen. Sie blieben damit innerhalb der nationalen Anschauung, welche das Materielle vergöttlichte, und Sonne und Meer u. s. f., sei es unter ihren üblichen Namen, sei es unter unverständlich gewordenen alten Bezeichnungen, als göttliche Wesen verehrte. Anaxagoras aber, der mit der nationalen Anschauung brach, setzte den Geist ausserhalb der Materie, als das einerseits denkende, andrerseits gemäss seinem Denken die Materie bewegende und beherrschende Prinzip, und erschien mit dieser Entdeckung einer immateriellen, bewegenden und nach Zwecken gestaltenden Ursache, gegenüber den aus der Materie genommenen Erklärungen Früherer, nach Aristoteles' Ausdruck wie ein Nüchterner gegenüber Faselnden. Indem nun aber dieser grosse Denker auch Naturforscher war, und nicht nur das Ganze, sondern auch das Einzelne verstehen und erklären wollte, verzichtete er bei diesen Einzelerklärungen auf die Zweckursache, und stellte den Geist, nachdem er durch ihn den Anfang zur Bewegung und Gestaltung der Materie hatte geschehen lassen, weiterhin ganz zurück, um sich lediglich mechanischer Erklärungsweisen zu bedienen. Und so ist es verständlich, dass die Schule des Meisters, unfähig den grössten Gedanken desselben zu begreifen und festzuhalten, die auch schon bei jenem im ganzen mehr vertretenden mechanischen Erklärungen allein in sich einsog und wiedergab, und damit allerdings, indem sie das Geistige weder in der Materie noch ausserhalb derselben recht anerkannte, mehr und mehr materialistisch wurde. Archelaos von Athen, Anaxagoras' Schüler, machte den Geist zu einem Elemente neben andern Elementen, mit diesen überall ebenso gemischt vorkommend, wie nach des Lehrers Theorie die übrigen Elemente, den Geist allein ausgenommen, sich stets mit einander gemischt und niemals ganz rein vorfanden. „In allem Andern ist von Allem ein Theil", hatte Anaxagoras gesagt, „der Geist aber ist unbegrenzt und selbstherrlich und mit keinem

Dinge gemischt, sondern ist allein für sich.“ Wer diesen Satz aus dem Systeme beseitigte, fiel noch hinter die alten, das Geistige und das Materielle vermischenden Theorien zurück; denn er erkannte überhaupt keine weltdurchwaltende höchste Vernunft an. Die Entstehung lebender Wesen erklärte Archelaos, ähnlich wie schon Anaxagoras gethan, aus dem Zusammenwirken von Feuchtigkeit und Wärme in dem Kessel, als welchen er sich die im Mittelpunkte der Welt befindliche, gegen diese unendlich kleine Erde dachte. Aus dem Sumpfe gingen sie hervor, und ihre erste Nahrung war der Schlamm; mit der Zeit sonderten sich unter den verschiedenartigen Wesen die Menschen aus, setzten sich Führer, gaben sich Gesetze, erfanden Künste, bauten Städte. Und so ging diese Naturlehre nun noch weiter auf das moralische Gebiet hinüber, weshalb spätere Geschichtschreiber der Philosophie die Lehre des Archelaos zum Verbindungsgliede zwischen der des Anaxagoras und der Moralphilosophie des Sokrates machen. In Bezug auf das Objekt ist dies auch nicht falsch; die Art der Behandlung freilich und die Ergebnisse können nicht verschiedener sein.

Ueberhaupt begann die Philosophie und die Forschung damals, um die Mitte des 5. Jahrhunderts, vom Himmel zur Erde, wie man sich ausgedrückt hat, herunterzusteigen, d. h. das Grübeln über die letzten Gründe mit menschlicheren und praktischeren Studien zu vertauschen. In Bezug auf die höchsten Probleme der Philosophie trat nämlich auch bei bedeutenden Köpfen eine ganz begreifliche Skepsis ein. Die bisherigen Lösungen dieser Fragen waren möglichst verschieden ausgefallen, und keins der Systeme konnte die Falschheit eines entgegengesetzten überzeugend darthun; im Gegentheil heisst es in einer Schrift klassischer Zeit, dass bei den Disputationen über den letzten Urgrund niemals derselbe mit derselben Behauptung dreimal hintereinander — wie das im Ringkampf für den Sieg nöthig war — der Ueberlegene bleibe, sondern bald des Einen Beredsamkeit die Zuhörer für sich gewinne, bald die eines Andern. Nun aber erwachte auch in der Nation, d. h. der wohlhabenden Jugend derselben, ein starker Trieb zur Erweiterung und Vermehrung der Bildung, und die Philosophie und Forschung, jemehr sie diesem Triebe ihrerseits entgegenkam und sich praktischeren Gegenständen zuwandte, wurde um so mehr eine Macht im öffentlichen Leben und dazu ein lohnendes Gewerbe. Anaxagoras hatte um seiner Forschung willen seine ererbten Güter preisgegeben; der Sophist — so nannte sich von jetzt an der seine Weisheit anpreisende und feilbietende Gelehrte — fand in der kleinsten fremden Stadt, die

er besuchte, dankbare Käufer. Er lehrte nun in Bezug auf die bisher behandelten höchsten Probleme nichts; im Gegentheil stellten gerade die geistreichsten Sophisten Theorien auf, welche die Allgemeingültigkeit der Erkenntnis oder gar die Möglichkeit derselben und selbst die Existenz der Dinge aufhoben, woraus zu folgern war, dass man sich um das Nichtexistirende auch nicht zu kümmern habe, und nicht tiefsinnig zu forschen, sondern schön zu reden, oder geschickt zu disputiren. Diese formalen Künste also wurden ausgebildet, und daneben eine zwar vielseitige, aber im allgemeinen sehr oberflächliche Kenntnis, ohne die ja freilich weder zu disputiren noch Reden zu halten möglich war. Damit verband sich endlich bei Vielen oder den Meisten eine allgemeine Weltanschauung, die auf dem Grunde der Naturforschung, statt auf dem der Ueberlieferung und Volksreligion, beruhte, und die durchaus eine naturalistische und materialistische zu nennen ist. Es ist auch kein Anlass, sich über die Entstehung und Ausbreitung einer solchen Weltanschauung in jener Zeit zu wundern. Denn wiewohl die Summe der dazumal erforschten Thatsachen und Gesetze aus den Reichen der Natur sich zu den heutzutage aufgehäuften ungefähr ebenso verhält, wie die von Anaxagoras geschätzte Grösse der Sonne zu der von uns erkannten, so liegt doch die Versuchung zum Materialismus keineswegs in der Fülle des Erkannten, sondern in der einseitigen Art des Erkennens und Forschens. Ob jemand unzählig viele Grundstoffe annahm, oder, wie die Meisten, die bekannten vier, Luft, Feuer, Wasser und Erde, oder ob er diese auflöst bezw. streicht und einige 70 andere annimmt, oder mehr oder weniger: er glaubt doch jedenfalls an materielle Grundstoffe, und wenn er ausser diesen an nichts anderes glaubt, weil ihn die Art seiner Forschung nichts anderes kennen lehrt, so wird er Materialist. Ebenso ist es in dieser Hinsicht ganz unerheblich, wie viele und welche Naturkräfte jemand kennt, und wie genau er die Thätigkeit derselben in den Vorgängen der Natur erforscht hat. Und ferner: wie der aristotelische und mittelalterliche Himmel, der räumlich alles umschliessende Sitz der Gottheit, von der Astronomie des Copernicus und seiner Nachfolger zerstört wurde, so war damals der engbegrenzte altgriechische Himmel mit seinen nahen Göttern von Anaxagoras zerstört, und mit der Stätte der Gottheit auch diese selbst den Menschen entzogen. Nicht Helios lenkte seinen Wagen, sondern eine glühende Masse bewegte sich durch Naturkraft; nicht Zeus donnerte und blitzte, sondern das Warme und Kalte war da vernunftlos wirksam. Der Mensch fing eben erst an, die Natur erkennend zu beherrschen,

und, wie durch Schicksal, fiel alsbald in ihren Knechtesdienst mehr als zuvor zurück, indem er sich ihr angleichen zu müssen und das, was er in sich und nicht zugleich in der Natur vorfand, als Schein und Trug verwerfen zu müssen meinte.

Archelaos erklärte, so lesen wir in einem dürftigen Auszuge seiner Lehren, dass das Gerechte und das sittlich Hässliche nicht von Natur sei, sondern durch Satzung. Den Commentar dazu liefert Platon an mehreren Stellen, wo er die Ethik der Naturalisten bekämpft, und zwar offenbar auf Grund ihm vorliegender Schriften, deren verderbliche Wirkung auf unbefestigte Gemüther er mit Schmerz und Bitterkeit beklagt. Namen nennt er nicht, doch scheint unter diesen Schriften eine des Thrasymachos gewesen zu sein, eines namhaften und um die Entwickelung der Beredsamkeit sehr verdienten Meisters derselben; ferner kann man auf den Kritias rathen, Platons eigenen älteren Verwandten von Mutterseite, das Haupt der Zwingherrschaft der sog. 30 Tyrannen in Athen, einen Mann der als Laie unter den Philosophen, als Philosoph unter den Laien bezeichnet wird. Protagoras, der Urheber der gesammten Sophistik, bietet wohl Beziehungen zu dieser Ethik, aber noch nicht diese selbst; erst die Jüngeren und Beschränkteren sind es gewesen, welche die Wissenschaft und Philosophie so popularisirten. Wo Platon die naturalistische Lehre am ausführlichsten und jedenfalls unmittelbar nach einer schriftlichen Vorlage wiedergiebt, stellt er dieselbe folgendermassen dar.

Alles, was wird, oder geworden ist, oder werden wird, hat seine Ursache entweder in der Natur oder im Zufall, oder in der Kunst. Das Grösste und Schönste bringt die Natur und der Zufall hervor, das Kleinere die Kunst, welche das von der Natur Geschaffene nimmt und zu ihren Gebilden verwendet. Die Elemente: Feuer, Luft, Wasser, Erde, sind von Natur und durch Zufall, ebenso sind die grossen Körper: die Erde als Ganzes, Sonne, Mond, durch Natur und Zufall geworden, indem die ehedem getrennten Grundstoffe sich so und so durch die und die Kräfte zusammenfanden und verbanden; Gottheit und Kunst ist hierbei nicht betheiligt. Ebenso alle organischen Wesen. Die Kunst ist hinterher gekommen, eine sterbliche Kraft in sterblichen Geschöpfen, und bringt nun allerlei Tand und Scheinwesen hervor, oder höchstens dann etwas Werthvolleres, wenn sie die Naturkraft benutzt, wie die Kunst des Landbauers oder die des Arztes dies thut, zu einem kleinen Theile auch die des Staatsmanns. Die gesammte Gesetzgebung desselben aber ist nichts in der Natur noch auf Wahrheit Beruhendes,

sondern durchaus ein Werk der Kunst. Somit sind auch die Götter durch die Kunst, nämlich die des Gesetzgebers, und darum sind es überall verschiedene, je nachdem eben die einzelnen Völker und Staaten sich die diesbezüglichen Gesetze haben geben lassen. Die Bezeichnung des Schönen ferner, das ist des Sittlichguten und Löblichen, ist durch die Kunst ganz andern Dingen und Handlungen beigelegt, als die sind, denen sie nach der Natur zukommt. Der Begriff des Gerechten aber ist ganz und gar künstlich und hat in der Natur keinen Grund; eben darum streitet man sich stets, was Recht sei, und ändert das Recht fortwährend; wie es dann geändert uud gestaltet ist, so hat es bei den einzelnen Staaten als Gesetz seine Gültigkeit, ohne doch irgendwie sich auf Natur zu stützen. Und so ist es das erstrebenswerthe Ziel, zu dem richtigen, naturgemässen Leben zurückzukehren, d. h. die natürlichen Fähigkeiten und Kräfte, die man hat, zur Herrschaft über die Schwächeren zu benutzen, statt der Satzung gemäss ein Knecht derselben zu sein.

In diesem klaren, folgerichtigen und abgeschlossenen System, dessen Stärke ausser in diesen Eigenschaften in der theilweise vorhandenen einleuchtenden Wahrheit, und dessen Verderblichkeit in der völligen Verkennung anderer wichtigerer Wahrheiten beruht, sind die beherrschenden Begriffe, wie man sieht, die einander entgegengesetzten der Natur und der Kunst, oder, wie es anderswo ausgedrückt ist, der Natur und der Satzung. Und ferner wird für Natur auch Wahrheit gesetzt; den Erzeugnissen der Kunst, abgesehen von den doch auch hinfälligen und vergänglichen Bauwerken und Kunstwerken von Menschenhand, kommt eine Wesenhaftigkeit und Wahrheit nicht zu, sondern sie sind nur nach dem Scheine und vermöge der Meinung der Menschen vorhanden. Der Natur, das ist der vernunftlosen und seelenlosen Natur, wendet sich der Mensch anbetend zu, und gegenüber der Grösse der Materie verschwindet in seinen Augen alles, was er selber schaffen kann; eine gewisse Begeisterung für die Natur tritt sowohl in Platons Auszuge zu Tage, als auch in einer bei einem Späteren erhaltenen, vielfach ähnlichen Stelle, die sich auf den Kritias, als einen Lieblingsschriftsteller des betreffenden späten Autors, füglich zurückführen lässt. Indem man sich der Verehrung dieser Natur knechtisch hingiebt, macht man sich frei von allen ererbten Begriffen, wie Religion, Recht, Gesetz, Sittlichkeit; die menschliche Civilisation selbst ist nur ein werthloses Scheinwesen. Die Götter erklärte Kritias in einer Tragödie, freilich gewiss nicht einer zur Aufführung bestimmten, für

die Erfindung eines klugen Gesetzgebers der Vorzeit, welcher wohl erkannte, wie mit allem, was er einrichten könne, die Befolgung seiner Gesetze ganz ungenügend verbürgt sei, viel besser dagegen, wenn er den Leuten einrede, dass überwachende Götter im Himmel vorhanden seien, vor denen keine Unthat verborgen bleibe. Dass die Existenz der einzelnen Götter, wie man sie sich dachte und darstellte, auf Satzung und willkürlicher Festsetzung beruhe, war ja ein in jener Zeit, wo man genug von fremden Völkern hörte und sah, ganz naheliegender Gedanke. Auch bei einem gläubigen Gemüthe, wie dem des alten Herodot, des Vaters der Geschichte, konnte in Bezug auf die Götterlehre der heimischen Dichter eine Skepsis nicht ausbleiben, wenn er sah, wie viel ältere Völker, die Aegypter z. B., ein ganz anderes Göttersystem besassen, dessen Richtigkeit zu widerlegen er als ebenso unmöglich erkannte, wie dieselbe zu beweisen. „Ich meine," sagt er daher einmal, „dass von den Göttern alle Menschen gleich wenig wissen." Er hält sich also, in Ermangelung eines Besseren, an das Allgemeine, worin alle Völker übereinstimmten, und verfolgt ehrfurchtsvoll die Spuren der göttlichen Vorsehung in der Natur und der göttlichen Weltregierung in der Geschichte. Derselbe Standpunkt war auch später möglich; aber dem oberflächlich Betrachtenden musste freilich die Lehre einleuchten, dass bei solchen Verschiedenheiten nach Staaten und Völkern von vornherein lediglich willkürliche Festsetzung sei, zumal da die meisten Götter auch nach der Aussage ihrer Verehrer sich nicht sehen liessen, und die sichtbaren, Sonne und Mond, durch die Wissenschaft als leblose Steine erwiesen waren. Und warum sollte Poseidon, d. i. das Meer, ein wirkliches göttliches Wesen sein, wo es Helios nicht war? Die Menschen der Vorzeit, so sagte man, haben eben alles, was ihnen nützlich war, vergöttlicht, auch Brot und Wein in Demeter und Dionysos; somit schien die griechische Naturreligion sich vollständig mit aller Leichtigkeit in das eine ihrer Elemente, die Natur, aufzulösen.

Analog konnte nun auch mit Bezug auf das Recht argumentirt werden, wie wir schon in Platon's Darstellung sahen. Es war ein beliebtes Thema der Disputationen, darzuthun, wie keine einzige Handlung an und für sich und damit unter allen Umständen gerecht oder ungerecht sei, sondern die Umstände eine jede bald so, bald so erscheinen liessen. Dies, wie die Verschiedenheit und der Wechsel des geltenden Rechtes, konnte eine gewisse Skepsis hervorbringen, und doch hatte schon der alte Heraklit von Ephesos wahr und tief gesagt: „Alle menschlichen Gesetze nähren sich aus dem einen göttlichen Gesetze," das

heisst, die Idee und das Ideal ist in allen das gleiche. Der Sophist aber suchte im Gegentheil darzuthun, dass in der Natur ein Recht, wie man dasselbe gewöhnlich fasse, gar nicht vorhanden sei, und ebenso wenig eine wirkliche Gerechtigkeit bei den Menschen, sondern nur der Schein derselben. Von Thrasymachos stammt der jedenfalls auch schriftlich von ihm behandelte Satz: Das Gerechte (d. i. was man jedesmal so nennt) ist in Wahrheit der Nutzen des Stärkeren. Der Beweis für den paradox klingenden Satz war einfach dieser. In einem jeden Staate wird der dem andern überlegene Theil, sei es die grosse Masse, oder die wenigen Bevorzugten einer Oligarchie, oder auch ein einzelner Tyrann, die Gesetze geben, und zwar selbstverständlich zu dem Ziele, dass dieser gesetzgebende Theil in seiner Herrschaft über den Rest der Bürgerschaft dauernd bleibe. Was nun als Gesetz festgestellt ist, wird gerecht genannt, und die Uebertretung dieser Gesetze heisst Unrecht und wird bestraft; in Wahrheit aber handelt es sich dabei nur um den Vortheil, bezw. Nachtheil der Regierenden. Mit einer ähnlichen Beweisführung, wie Xenophon erzählt, suchte auch einmal der junge Alkibiades seinen Vormund Perikles zu fangen; derselbe liess sich auch ruhig fangen, fügte aber trocken hinzu: „Auch ich verstand mich, als ich in deinem Alter war, sehr gut auf diese Weisheit.“ Wenn man nun aber, sagten die Sophisten, über die einzelne Staatsgemeinschaft hinaussieht, so findet man in den Verhältnissen der Staaten und Völker zu einander kaum noch den Schein eines Rechtes, sondern das Gegentheil, die Gewalt des Stärkeren, und wenn man also von einem Naturrecht sprechen will, so ist dies nur das Recht des Stärkeren. Auf dieses Recht und Gesetz der Natur stützte sich Xerxes, als er gegen Griechenland zog; nach demselben handeln alle Geschöpfe ausserhalb der Menschheit. Dies letztere hatte freilich schon der alte Hesiod gewusst, wenn er sagt:

„Also hat ja den Menschen bestimmt der Kronide die Satzung:
Zwar den Fischen und Thieren des Felds und geflügelten Vögeln
Setzt' er einander zu fressen; denn Recht ist nicht unter ihnen;
Aber den Menschen verlieh er das Recht.“

Mit diesem unterscheidenden Scheinwesen bei den Menschen sollte nun aber aufgeräumt werden. Hatte nicht auch der gefeierte Dichter Pindar gesagt, dass das Gesetz, der König aller Sterblichen und Unsterblichen, die grösste Gewalt mit seiner übermächtigen Hand zum Rechte mache, und sich auf die That des Herakles berufen, der dem Riesen Geryones seine Rinderheerde nicht etwa abkaufte, sondern

mit Gewalt wegnahm? Und ist dieses Gesetz, dieser allbeherrschende König, ein anderes als das Naturgesetz des Stärkeren? Es hätte sich hier erwidern lassen, dass Pindar ganz gewiss nicht dieses Gesetz meine, sondern die Satzung der Menschen, welche ja diese That des Herakles für gross und schön erklärte und auch den Dichter sie zu preisen nöthigte, wiewohl er nicht umhin kann zu gestehen, dass eigentlich der sein Eigenthum vertheidigende Geryones zu loben sei. Mit der Berufung auf Gesetz und Satzung, die es einmal anders wolle, hilft er sich über einen Skrupel weg, wie sie seiner geläuterten Anschauung in der überlieferten Götter- und Heldensage öfter aufstiessen. Wie man nun hier Worte eines nationalen Dichters verwerthete, so ist auch wohl anzunehmen, dass Platon die Geschichte vom Ringe des Gyges, die er in einer Verfechtung des sophistischen Standpunkts vorbringen lässt, weder erfunden, noch selbst erst so verwandt habe. Es sollte damit klar gelegt werden, dass in der That niemand um der Gerechtigkeit willen gerecht sei, sondern nur aus Unvermögen, Unrecht zu thun, wozu der natürliche Trieb alle Menschen leite. Der Vorfahr des lydischen Königs Gyges, lautet die Erzählung, war ein Hirt in Diensten des damaligen Herrschers von Lydien. Einstmals bemerkte er in der Gegend, wo er seine Heerde weidete, einen in Folge von Regengüssen und Erderschütterungen entstandenen Schlund, in den er neugierig hinabstieg. Unten fand er ein ehernes Pferd mit Fensterlöchern darin; drinnen lag ein übermenschlich grosser Leichnam, mit einem goldnen Ringe am Finger. Diesen Ring zog der Hirt ab und steckte ihn selbst an. Einige Zeit darauf fand eine Zusammenkunft der Hirten statt, damit dem Könige der monatliche Bericht über die Heerden abgestattet würde; auch der Hirt mit dem Ringe fand sich dazu ein, und drehte, wie er so da sass, zufällig spielend den Stein nach einwärts. Plötzlich bemerkte er, wie die Andern ihn nicht mehr sahen und von ihm sprachen als sei er fortgegangen, und er dreht verwundert wieder den Stein nach auswärts, und wird wieder sichtbar. Als er die Kraft des Ringes durch öfteres Probiren festgestellt hat, fasst er alsbald seinen Plan: er lässt sich als Bote an den König abordnen, tödtet denselben und wird selber König von Lydien. Nun die Anwendung: wenn der sogenannte und anscheinende Gerechte einen solchen Ring an den Finger bekäme, er würde alsbald dieselben Wege wandeln wie der Ungerechte, und damit beweisen, dass er vorher nicht aus eignem Triebe, sondern nur aus Noth gerecht war und fremdes Eigenthum achtete.

Dass nun diese naturalistische Lehre von Recht und Unrecht in Platons Darstellung nicht geradezu gemein erscheint, dazu trägt ausser der geistreichen Form und Begründung auch die aristokratische Fassung bei. Erst Sokrates zieht im Disput die Folgerung, dass demnach auch Taschendiebstahl nützlich und empfehlenswerth sei: was der Gegner zugeben muss, aber mit dem Bemerken, dass diese Aneignung fremden Eigenthums doch nicht der Rede werth sei, und der rechte Mann in einem viel grossartigeren Masse nehmen müsse, insbesondere, indem er sich zum Herrscher seiner Stadt mache und so seinen schwächeren Mitbürgern alles auf einmal nehme. Die Mehrzahl der griechischen Staaten wurde nämlich damals demokratisch regiert, und die Gebildeten empfanden die Herrschaft der oft zügellosen Masse als einen unwürdigen und unerträglichen Druck; eben daraus ging in Athen der zweimalige Umsturz der Demokratie während und nach dem peloponnesischen Kriege hervor. Selbstverständlich aber ist die Lehre vom Naturrechte des Stärkeren sehr leicht in eine demokratische Fassung umzusetzen. Denn dies Recht, welches der einzelne Höherbegabte gegenüber dem einzelnen Minderbegabten hat, besitzt ebenso die Masse der Minderbegabten gegenüber dem einzelnen Höherbegabten; sie ist thatsächlich stärker, und hat eben darin schon ihr Recht. Es kommt aber hinzu, dass die aristokratische und oligarchische Bevorzugung eines Theiles der Staatsangehörigen, auf Grund ererbten Rechtes oder zufälligen grösseren Besitzes, als widernatürliche Satzung erschien; denn die Natur, sagte man, hat alle Menschen wesentlich gleich geschaffen, und auch, dass der eine Sklave ist, der andre dessen Herr, ist nicht Natur, sondern Satzung und Willkür. So gab die Lehre von der Satzung als dem Gegentheile der Natur nach beiden Seiten hin zur Revolution Anlass und Vorwand.

In Kürze müssen wir, nach Darlegung der Lehre über die Götter und über Recht und Gerechtigkeit, auch auf den Begriff des Sittlich-Schönen und sein Gegentheil eingehen. Alles, was irgend als Tugend und als Lob galt, bezeichnen die Griechen als das Schöne, und das Entgegengesetzte als das Hässliche. Archelaos nun erklärte, wie wir oben anführten, dass das Sittlich-Hässliche dies nicht von Natur, sondern durch Satzung sei, und in Platons Auszuge stand, dass beide Bezeichnungen von Natur andern Dingen und Handlungen zukämen, als wie die Kunst sie beilege. Das scheint Widerspruch, ist aber kaum einer. Den Begriff des Schönen aus der Natur zu ver-

bannen konnte nur dem in den Sinn kommen, der, wie der Atomistiker Demokrit, alle Eigenschaften der Körper in den Bereich der Satzung, d. i. bei ihm des nur subjektiv Vorhandenen, verwies; wer dagegen so tief nicht philosophirte, konnte schön und hässlich gelten lassen und auch auf Handlungen anwenden, nur nicht auf die, welchen die Menge diese Bezeichnungen beilegte, noch nach so willkürlicher Beurtheilung. War doch leicht zu zeigen, wie nach Umständen dieselbe Handlung bald als löblich gelte, bald als schimpflich, und ferner, dass die verschiedenen Völker in ihrem Urtheil schlechterdings nicht übereinstimmten. Z. B. die Skythen hielten es für löblich, aus dem Schädel eines ermordeten Feindes sich einen Trinkbecher zu verfertigen; bei den Massageten oder, nach Herodot, bei einem Volksstamme Indiens galt es als die einzig rühmliche Bestattung, wenn die Ueberlebenden den Todten aufzehrten, und so die Eltern in ihren Kindern begraben wurden. Herodot erzählt, dass einstmals der König Darius solche Inder gefragt habe, für wieviel Geld sie wohl ihre Todten verbrennen würden, und darauf Hellenen, für wieviel sie sich entschliessen könnten ihre Todten aufzuessen, und dass beide auf das entschiedenste betheuert hätten, dass es soviel Geld überhaupt nicht gebe. Er nun wendet darauf den Spruch Pindars von dem allbeherrschenden Gesetze an, und schliesst, dass es thöricht sei, über fremde Sitten zu lachen; der naturalistisch Denkende dagegen schloss, dass nicht die Natur diese oder jene Beurtheilung vorschreibe, sondern Kunst und Satzung. Denn sowie die Natur in Frage kommt, verschwindet das Vorrecht des Hellenen vor dem Barbaren, des civilisirten Volkes vor dem rohesten Naturvolke, selbstverständlich auch des Menschen vor den übrigen Geschöpfen. Beseitigt man nun dieses Scheinwesen, so muss als das nach der Natur Schöne alles das bezeichnet werden, was mit der Natur der Geschöpfe im Einklang steht, als das von Natur Hässliche alles, was mit derselben nicht übereinstimmt. Während also die Menge in der Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung etwas löbliches sah, und das griechische Volk sowohl einen Hippolytos um seiner Keuschheit willen als Heros ehrte, als auch die Athleten pries, die, um den Siegeskranz zu erringen, sich fort und fort aller Dinge enthalten hatten, und in Athen ein Staatsmann nur dann wirklichen Respekt genoss, wenn er strenge und abgehärtet und beinahe asketisch lebte: so erklärt der Sophist solche Entsagung für widernatürlich und nur nach falscher Satzung schön, dagegen für wirklich rühmlich, wenn jemand möglichst viele und starke Begierden hat und

nährt, aber nun dieselben vermöge seiner Mannhaftigkeit und Intelligenz auch zu befriedigen weiss. Das kann die Menge nicht; darum verbirgt sie ihre Schwäche unter einer angenommenen Selbstbeherrschung, und macht aus der Noth eine Tugend. Ob diese Lehre so von irgend jemandem schriftlich entwickelt war, ist zweifelhaft, und wird dies noch mehr dadurch, dass auch Platon, der sie gesprächsweise und erst in Folge von Reizung entwickeln lässt, durch die Person seines Sokrates die mannhafte Offenheit lobt: „jetzt sagst du deutlich heraus, was die Andern zwar denken, aber nicht sagen wollen." Platon ist aber ohne Zweifel der berufenste Interpret der Denkungsart seiner Zeitgenossen und nahen Verwandten, und auch ohne ihn würden wir den Satz, dass das Sittlich-Hässliche nicht von Natur, sondern durch Satzung sei, oder jenen andern, das nicht dasselbe von Natur und nach Satzung schön und hässlich sei, gar nicht anders deuten können. Jede Abschwächung würde dem Systeme den Vorzug schmälern, den es ohne Frage hat: nämlich, dass es sich, von einfachen Principien aus, klar und folgerichtig und eben damit auch einleuchtend entwickelt. Der platonische Sokrates nun sieht sich dieser abgeschlossenen Weltanschauung gegenüber in der Lage jemandes, der zwar selbst undurchdringlich gewappnet ist, aber in des Gegners Rüstung ebenso keinen Spalt findet, durch den er eindringen könnte. Er ist der Stärkere und beweist das, aber der Andere wird nicht überzeugt und nicht einmal beeinflusst. Anlässlich des rastlosen Wechsels von Befriedigung und neuer Begierde, wie er bei dem so der Natur gemäss lebenden Manne sein muss, erinnert Sokrates an das sinnige altgriechische Symbol von denen, die in der Unterwelt ewig Wasser mit einem Siebe in ein durchlöchertes Fass schöpfen müssen: ein ins Jenseits reflektirtes Abbild des diesseitigen Lebens derer, die in rastlosem, aber auf das Eitle gerichteten Streben nie zur Befriedigung gelangen. Und dann fragt er nach längerer Darlegung seinen Widerpart: „Bist du nun mehr überzeugt, dass ich Recht habe, oder ist es so, dass wenn ich noch so viel derartige Geschichten dir vortrage, du darum nicht im geringsten deine Meinung ändern wirst?" Und jener antwortet: „das Letztere ist zutreffender, lieber Sokrates." Es war in der That diesem Geschlechte nicht beizukommen, weder durch Gründe, noch durch Gewalt, die übrigens gegen diese Lehren nur schwach und vereinzelt versucht wurde. In den „Gesetzen", die Platon als älterer Mann jedenfalls für Dionysios den Zweiten von Syrakus verfasste, in der Absicht, sie durch diesen einführen zu lassen, stellt

er ein Repressivsystem gegen den Atheismus und sonstige Ketzereien auf, mit Zuchthausstrafe und schliesslich Todesstrafe, übrigens mit viel grösserer Schärfe gegen die Winkelpriester und religiösen Gaukler, nach ihm versteckte Atheisten, als gegen die offenen Atheisten, unter denen nach seiner Erklärung doch Mancher war, der von Natur Hinneigung zur Gerechtigkeit und Abscheu vor Unrecht hatte, und sich demgemäss im Leben bewies. Es bedurfte aber der Todesstrafen und Ketzergerichte nicht, denn dies Geschlecht rottete sich selber aus. Kritias, Platons Verwandter, als er zur Herrschaft in Athen gekommen war, wirthschaftete mit Raub und Justizmord derartig, dass nach 8 Monaten die flüchtige demokratische Partei mit den Waffen wiederkehrte und ihm ein Gefecht lieferte, in dem er selbst den Tod fand. Eine der letzten Thaten der Regierungsbehörde der Dreissig unter seiner Führung war gewesen, dass sie, um sich in dem Flecken Eleusis für den Fall, dass sie aus Athen weichen müsste, eine Zuflucht zu sichern, die Bewohner des Ortes unter dem Vorwande einer Musterung zusammenberufen, dann einzeln verhaften und nach Athen abführen liess, wo dieselben am folgenden Tage in einem scheinbaren Gerichtsverfahren, in Anwesenheit der bewaffneten Macht und mit offener Abstimmung, sämmtlich zum Tode verurtheilt wurden. Kritias handelte dabei durchaus seinen Principien gemäss; denn er befand sich, modern ausgedrückt, im Kampfe ums Dasein gegen die Demokraten, und jedes Raubthier, welches ja der wahrhaftigen Stimme der Natur folgt, würde mit der nöthigen Intelligenz ebenso gehandelt haben. So ging in diesen inneren Kämpfen das durch die naturalistischen Lehren infizirte Geschlecht Athens rasch und gewaltsam zu Grunde, und im übrigen Griechenland waren die Katastrophen, die den gebildeten Theil der Nation hinrafften, noch viel schrecklicher und andauernder. Jede Stadt war in zwei Parteien gespalten, von denen die eine die Freiheit und Gleichheit hochhielt, die andere eine aristokratische Zucht nach Sparta's Vorbild, jede aber sich gegen die andere das Aergste erlaubte, und in der Rache ihrerseits noch weiter schritt, bis denn am Ende, was aus diesen Zeiten lebend hervorging, sich irgend welcher Ordnung ermattet fügte. Damit ging aber auch die Lehre von Natur und Satzung aus; Aristoteles citirt sie gelegentlich als die „der Alten."

Hochgeehrte Anwesende! Der Jammer einer entfernten Vergangenheit soll uns heute nicht allzusehr an den Jammer der Gegenwart erinnern. Wohl sind ähnliche Anfänge auch bei uns, und daher Gefahren anscheinend riesengross; aber der Fortgang braucht nicht nothwendig dem damaligen entsprechend zu sein, und die Gefahren können noch abgewandt werden. Eben der Herrscher, dessen Tag wir heute feiern, weiss besser und empfindet tiefer, als irgend ein Anderer, was die Schäden unseres Volkes und unserer Zustände sind: er trägt dies auf landesväterlichem Herzen und sinnt und sorgt, wie den Nöthen und Gefahren abgeholfen und begegnet werden könne. Es ziemt, gerade an dieser Stelle jenes Wortes unseres kaiserlichen Herrn zu gedenken: „Insbesondere kommt es darauf an, dass dem Volke nicht die Religion verloren gehe," bei welchem Worte es das schlimmste Missverständniss wäre, aus dem Volke die Gebildeten als in dieser Hinsicht privilegirt auszunehmen. Die Gnade, die uns diesen Herrscher gegeben und so beispiellos lange erhalten hat, wird auch ferner, das hoffen und erflehen heute alle Deutschen, zum Heile des Reiches und des Volkes und zum Frieden Europas ihn stärken und alle Tage mit ihm sein. Vereinigen wir uns alle in dem Rufe: Se. Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König und Herr, lebe hoch!

Gp 83.187
Naturalismus und Materialismus in G
Widener Library 004081123
3 2044 085 152 452